



Die Uferpromenade gilt als Zürichs grösste öffentliche Partyzone. Mittendrin: Baba Godil (Bild oben links) und die Jugendarbeiterinnen Anne Terrier (Bild unten, links) und Lara Weibel.

Der Rambazamba beginnt zehn Meter von Grillmeister Baba Godil entfernt. Es ist kurz vor 21 Uhr, ein lauer Samstagabend am Zürcher Seebecken. Doch mehrere Tische des Lokals Pumpstation sind bereits leer. «Es fängt immer um diese Zeit an», klagt der 44-Jährige, den alle nur als Baba kennen. «Seit drei Jahren läuft das nun so.»

Die braunen Augen zwischen der dunkelgrauen Schiebermütze und der schwarzen Hygienemaske funkeln. Auf dem Grill vor ihm brutzeln zwei Dutzend Bratwürste, Cervelats und Fleischspiesse. Regelmässig wendet Baba sie mit einer Zange, während er die Szenerie beobachtet. Er ist das Aushängeschild des Lokals. Bis spät abends steht er am Grill und unterhält die Gäste.

Rambazamba – Baba zeigt hinüber zu den Hunderten von Teenagern und jungen Erwachsenen, die den Utoquai in Beschlag genommen haben und laut feiern. Früher habe er die Stammgäste irgendwann rausschmeissen müssen, weil sie so lange sitzen geblieben seien. Heute hätten sie Angst. «Sie sitzen jetzt vorne beim Weg, damit sie schnell wegrennen können, wenn es eskaliert. Es ist so traurig, dass das in Zürich passiert», sagt Baba. «Im besten Land der Welt.»

Die 650 Meter Uferpromenade zwischen Bellevue und Seebad Utoquai sind zu Zürichs grösster öffentlicher Partyzone geworden – während der Pandemie noch viel mehr als zuvor. Doch wenn sich alle an einem Ort drängen, braucht es manchmal wenig, bis die Situation eskaliert: In den letzten Monaten ist es immer wieder zu Sachbeschädigungen, Schlägereien und Messerstechereien gekommen.

«Wird es dunkel, eskaliert es»

Jede Stadt hat Zufluchtsorte für Teenager und junge Erwachsene, die zu Brennpunkten geworden sind. Seit den Ausschreitungen in St. Gallen diskutiert die Schweiz wieder über Jugend und Gewalt. Auch in Basel hat die Polizei jüngst das Hafengebiet nach Massenschlägereien mit mehreren Verletzten

Grillmeister Baba hat genug von der Party

Der Zürcher Utoquai ist zum Zufluchtsort für Jugendliche geworden. Das passt nicht allen.

Von Fabian Baumgartner, Nils Pfändler (Text),
Christoph Ruckstuhl (Bilder)

abgesperrt, am Zürcher Utoquai blieb es in diesem Jahr bei der Androhung. Dafür patrouilliert die Polizei zu fünf mit fürchteinflössendem Hund entlang des Seebeckens, neu installierte Kameras halten das wilde Treiben fest – eine direkt bei der Pumpstation.

Neben der letzten Tischreihe des Lokals steht ein schwächlicher junger Mann in schwarzem Pullover und zündet sich eine Zigarette an. Er heisst Jan und ist Lehrling aus dem Zürcher Oberland. Er trägt eine Goldkette um den Hals, zudem eine Goldkette am rechten und eine goldige Uhr am linken Handgelenk. Seine zwanzig Jahre versteckt er hinter einem struppigen Bart. Jans Stirn ist von der Sonne gerötet. «Ich bin seit zehn Uhr vormittags hier», sagt er. «Konnte nicht schlafen.»

Jan und seine Freunde verbringen fast jedes Wochenende am See. Zur Clique gehören knapp zwei Dutzend junge Männer und Frauen. Sie treffen sich, rauchen, trinken Bier und Selbstgemixtes und wippen zur Musik aus den mitgebrachten Lautsprechern. Wie es zu und hergehen kann, wissen sie. Jan sagt: «Sobald es dunkel wird, eskaliert es.»

Eine Polizeipatrouille marschiert vorbei. Jan blickt ihnen spöttisch hinterher. «Schau, die Freunde und Helfer.» Er erzählt von Pöbeleien, Schlägereien und Grosseinsätzen der Polizei. Meist entzündet sich ein Konflikt an einem dummen Spruch. Manchmal reiche aber auch ein falscher Blick. Es geht um Stolz, Ehre, Frauen. Seine Freunde und er seien aber friedlich, beteuert Jan. «Wir machen keinen Stress. Aber wenn es nicht anders geht, dann sind wir bereit.»

Mobile Jugendarbeit vermittelt

Die Nächte am Seebecken verlaufen in Phasen. Am frühen Abend gleicht das Seeufer einer mediterranen Strandpromenade. Junge Familien mit Kinderwagen spazieren neben Rentnern und Pärchen. In der Pumpstation prostern sich die Gäste mit ihren Cüpli-Gläsern zu. Freie Sitzplätze sind ein rares Gut.

Erst später, wenn es eindunkelt, wird das Publikum jünger – und lauter.

Auch Anne Terrier und Lara Weibel sind schon vor Sonnenuntergang unterwegs. Die beiden jungen Frauen haben die Eigenschaft, aufzufallen und trotzdem in der Masse unterzugehen. Nur ein oranger Pin am Revers verrät, dass sie beruflich unterwegs sind. «OJA – Mobile Jugendarbeit Zürich», steht darauf.

In den letzten Monaten haben Terrier und ihr Team unzählige Stunden am Seebecken verbracht. Sie sind Teil eines Pilotprojekts, das die Stadt Zürich vor einem Jahr ins Leben gerufen hat. Seither gehen sie und ihre Teamkollegen auf beliebten Plätzen und in belebten Parks auf Jugendliche zu. Sie werden so zu Ansprechpartnern und Vertrauenspersonen. Vermitteln statt verbieten, lautet das Credo.

Auf dem Laufsteg für Teenager

Terrier bezeichnet die Seepromenade als «super Laufsteg» für Jugendliche. Hier treffen sie sich mit Freunden, knüpfen Kontakte und flirten fernab der Augen von Eltern, Lehrerinnen oder Lehrmeistern. «Schau, wie schön es hier ist. Wer möchte nicht hier sein?», fragt sie, als die untergehende Sonne den Abendhimmel in ein goldenes Licht taucht. «Jugendliche haben nicht von sich aus eine Präferenz für Kellerbunker oder Unterführungen. Sie gehen dorthin, weil sie in Ruhe gelassen werden.»

Auch die Jugendarbeiterinnen drängen niemandem ein Gespräch auf. Sie gehen auf die Jugendlichen zu, ziehen sich aber auch wieder zurück, wenn sie unerwünscht sind. Viele suchen den Kontakt von sich aus. Alle paar Schritte werden Terrier und Weibel angesprochen. Es wird geplaudert wie im Jugendtreff: über Lehrstellen, Food-Waste, die Ehe für alle oder Billettkontrollen in der S-Bahn. Für die Strecke vom Seebad Utoquai bis zum Seebad Utoquai brauchen sie mehr als eine Stunde.

Kurz nach Sonnenuntergang treffen die zwei Jugendarbeiterinnen auf eine Patrouille der Stadtpolizei.

Polizist: «Alles gut?»
Anne Terrier: «Ja, viele Erwachsene.»
Polizist: «Ja, das ist normal um diese Zeit. Aber langsam wird es kalt. Wie lange seid ihr noch hier?»
Terrier: «So bis Mitternacht. Ihr?»
Polizist: «Je nach Situation.»
 Ein Mann mit grauen Haaren tritt zur Patrouille heran. Er ist aufgebracht, beschwert sich bei den Polizisten. «Sie haben doch einen Auftrag! Räumen Sie endlich dieses Puff hier auf!», sagt er und deutet mit dem Zeigefinger in Richtung Promenade.

Um die Situation unter Kontrolle zu halten, marschieren nicht nur mehr Polizeipatrouillen entlang des Seebeckens. Die Stadt hat 18 Kameras installieren lassen – zur Wahrung der öffentlichen Sicherheit, wie sie in einem Communiqué verlauten liess. Bis am 30. Mai bleiben die Anlagen auf jeden Fall in Betrieb. Danach werde die Lage neu beurteilt, heisst es bei der Stadtpolizei.

Baba Godil findet, die Polizei mache einen super Job. «Das ist die beste Polizei der Welt. In meiner Heimat Pakistan wäre ich schon 3 Meter unter der Erde.» An der Arbeit der Ordnungshüter liege es nicht, dass die Gäste die Gegend in der Nacht mieden. Er selbst sei schon mit dem Tod bedroht worden, weil er einen jungen Mann beim Anzünden eines Containers gefilmt habe.

Von Pakistan in die Schweiz

Seit 22 Jahren steht er bereits am Grill der Pumpstation. 22 Jahre, in denen er zu einer Institution geworden ist – der Grillstand ist nach ihm benannt, er hat eine eigene Fansseite, auf der er amüsante Videos von sich selbst publiziert. Eines zeigt ihn, wie er am Morgen vor der Arbeit Liegestütze macht, ein Mitarbeiter filmt ihn dabei.

Babas Markenzeichen sind die lockeren Sprüche. Ein Video, das ihn während der Street Parade zeigt, ging viral. «Sexy Leute, grosse Titten, kaltes Bier», hört man ihn dort rufen.

An guten Tagen gehen über 1000 Würste und 400 Spässe über die Theke. Baba macht das mit seiner ganz eigenen Charmeoﬀensive: «Grüezi wohl, was hättest du gern?», fragt er eine junge Frau, die vor dem Grill halbgemacht hat. «Schön, dass du da bist.» Die Kundin bestellt für sich und ihre Kollegin zwei Würste. «Zum Mitnehmen oder Take-away?», fragt Baba. Und sorgt für kurzzeitige Verwirrung. Dann antwortet die Frau: «Zum Mitnehmen», sie lacht. «Chöfin, das macht 11 Franken 30. Happy to see you again, my love», verabschiedet sie der Grillmeister.

1998 kam Baba nach einer Odyssee aus Pakistan in die Schweiz und stellte hier ein Asylgesuch. Zu dem Job am Utoquai fand er durch Zufall. Denn als er die damalige ChefIn des Lokals fragte, ob sie eine Stelle frei habe, winkte diese ab. Baba erzählt die Geschichte, wie er dennoch zum Job kam, so: Das Asylzentrum in Altstetten schloss seine Türen über Nacht. Deshalb übernachtete er in einer Telefonkabine in der Nähe der Gaststätte. Am frühen Morgen, noch bevor das Personal des Lokals

und der heutige Besitzer Michel Péclard erschienen, putzte er den Platz und bereite alles für den Betrieb vor. So gründlich, dass er eingestellt wurde. Er ist geblieben – bis heute.

Es ist 22 Uhr. Der Fussgängerstreifen, der vom Sechseläutenplatz über die Bellerivestrasse zum Utoquai führt, gleicht mittlerweile dem Eingangstor einer Jugenddisco. Junge Männer stolzieren mit gereckter Brust über den Asphalt, als würden sie eine Arena betreten. Junge Frauen, Hand in Hand, kichern einen dummen Spruch weg.

«Schlegli! Schlegli! Schlegli!»

Auf der Seepromenade klingt es, als spielte man die Hitparaden der letzten fünf Wochen gleichzeitig ab. Der Lärmpegel steigt von Minute zu Minute. Es wird gerufen statt geredet, getanzt statt gegangen. «Schlegli! Schlegli! Schlegli!», schreit ein junger Mann in die Nacht

«Ich habe genug davon, in der Nacht angepöbelt zu werden und am Morgen die Pisse wegzuputzen. So macht das keinen Spass mehr.»

Grillmeister Baba Godil

und lacht. Vier Teenager düsen auf E-Trottinetten durch das Gewusel. Die grollen weissen Scheinwerfer irrliechtern durch die Menschenmenge.

Etwas abseits stehen Luca, Adrijana, Matteo und Vanessa. Alle sind 18 Jahre alt, alle wohnen weit ausserhalb der Stadt, und für alle war klar, dass sie den Abend hier verbringen werden.

Matteo: «Das ist ein Treffpunkt. Hier läuft was.»

Luca: «Man kann Leute treffen, saufen, vielleicht eine Freundin kennenlernen.» (lacht)

Adrijana: «Hier eine Freundin kennenlernen? Spinnst du?»

Plötzlich wird es laut hinter den vier Jugendlichen. Ein älterer Mann mit Schnapsflasche schreit eine Gruppe Teenager an, die auf einer Bank sitzen.

Vanessa: «Mich regt es auf, wenn es Stress gibt.»

Adrijana: «Einmal wurden wir fast von einer Flasche getroffen.»

Luca: «Aber wo sollen wir sonst hin?»

So wie die vier Freunde ticken viele. Laut den zwei Jugendarbeiterinnen gehen die meisten Jugendlichen Streitigkeiten aus dem Weg. Bei so vielen Menschen auf engem Raum sei es aber unvermeidlich, dass Reibereien entstehen können, sagt Terrier. Gemessen an der Menge passiere verhältnismässig wenig. «Jugendlichen sind gewisse Orte wie die Schule, der Sportplatz oder der Jugendtreff zugewiesen. Den öffentlichen Raum wollen sie oftmals anders nutzen als die Erwachsenen, aber die machen die Regeln.»

Die Toleranz gegenüber Lärm – insbesondere von Jugendlichen – habe während der Corona-Krise abgenommen, sagen die Jugendarbeiterinnen. Die Erwachsenen verbringen mehr Zeit zu Hause und beklagen sich viel eher über Unruhe oder Abfall in der Nachbarschaft. Die Jugendlichen flüchten deshalb aus den Quartieren an zentrale Treffpunkte wie den Utoquai. Weil die Innenräume der Bars und Restaurants zu haben, gibt es dort aber noch weniger Platz – und entsprechend mehr Spannungen.

Platznot und Konflikte

Die Jugendarbeiterinnen plädieren deshalb für mehr gegenseitiges Verständnis. Die Jugendlichen hätten es nicht leicht, sagt Terrier und spricht von einer «Doppelbelastung»: Zu den alltäglichen Herausforderungen der Jugend seien durch die Krise neue hinzugekommen. Sie bange um ihre Schnupperlehren, ihre Lehrstellen oder um den ersten Job, während gleichzeitig der Austausch mit Gleichaltrigen erschwert wurde.

Das drückt auf die Stimmung. «Jugendliche gehören auch zur Risikogruppe. Nicht wegen der physischen, aber wegen der psychischen Gesundheit.» Die sozialen Bedürfnisse seien in diesem Alter genauso wichtig wie Essen und Trinken. Die letzten Monate seien in dieser Hinsicht sehr mager gewesen.

Es ist kurz vor 23 Uhr, die letzten Würste und Drinks gehen an der Pumpstation über die Theke. Ein paar Nachtschwärmer fragen nach einem Dessert. «Was hättest du gern?», fragt Baba und deutet mit der Zange auf das Fleisch auf dem Grill. «Mir händ Rüeblihueche, Zitronchueche und Öpfelchueche.» Er lacht, als er in die verdutzten Gesichter sieht. Dann dreht er sich um und ruft einem anderen Mitarbeiter zu, ob es noch ein Stück Kuchen gebe. Es gibt. Und Baba wird wieder zum Charmeur: «Only for you, my love.» Sagt's und reicht die Süsseigkeit über die Theke.

Mehr als zwei Jahrzehnte füllt Baba seinen Job am Grill der Pumpstation aus. Doch wie lange er noch bleiben will, weiss er nicht. «Ich habe genug davon, in der Nacht angepöbelt zu werden und am Morgen die Pisse wegzuputzen.» Manchmal bleibe er bis in die frühen Morgenstunden, um nach dem Rechten zu sehen. «So macht das keinen Spass mehr.» Baba seufzt. Dann eilt er zum Toilettenhäuschen, um ein paar Wildpinkler zu verschrecken. Es werden nicht die letzten sein in dieser Nacht.

Streit um Geldspielgeräte in den Gaststätten

Grüne und EVP wollen ein Verbot herbeiführen

STEFAN HOTZ

Warum stimmen wir ab?

Die Frage der Geldspielautomaten hat im Kanton Zürich eine lange und emotionale Geschichte. Die blinkenden Geräte, die vor dreissig Jahren in zahlreichen Restaurants und Bars an der Wand hingen und reihenweise in Spielsalons aufgestellt waren, förderten unbestritten die Spielsucht. Zu Beginn der 1990er Jahre waren sie Gegenstand mehrerer Volksabstimmungen und wurden 1994 nach der Zustimmung zu einer Initiative schliesslich untersagt.

Ohne diese Vorgeschichte ist das Referendum gegen das kantonale Geldspielgesetz nicht zu verstehen. Die Kritiker wollen Zustände wie damals verhindern. Allerdings geht es nicht mehr um die gleichen Geräte. Bei den einstigen Geldspielautomaten war für einen Gewinn fast ausschliesslich Glück aus-

Geldspielgesetz

Kantonale Abstimmung vom 13. Juni 2021

schlaggebend, auch wenn man jeweils pro forma noch im richtigen Moment auf eine Taste drücken musste. Sie wurden 2005 in der ganzen Schweiz aus den Gastbetrieben verbannt.

Die Schweizer Unterhaltungsbranche entwickelte eine neue Kategorie von Geräten, die in Gaststätten zulässig sind. Bei ihnen ist, um überhaupt eine Gewinnchance zu erhalten, zuerst mit Geschick eine Hürde zu überwinden, etwa in Form eines elektronischen Kartenspiels oder indem man eine Kugel auffangen muss. Diese Geschicklichkeits-Geldspielautomaten haben auch nach Einschätzung des nationalen Regulators ein weit geringeres Potenzial, eine Abhängigkeit zu entwickeln, als die früheren Geräte.

Das zweifeln jedoch die Kritiker an. Nachdem sie im Parlament mit dem Antrag, diese Geschicklichkeitsspiele zu untersagen, gescheitert waren, haben sie das Referendum gegen das Einführungsgesetz ergriffen. Ihr Ziel ist es, in einer zweiten Runde mit einem geänderten Gesetz dem Verbot zum Durchbruch zu verhelfen.

Warum gilt derzeit Bundesrecht?

Das Bundesgesetz über Geldspiele gab in seinen Übergangsbestimmungen den Kantonen zwei Jahre Zeit, eigene Regelungen vorzusehen. Diese Frist ist mit dem letzten Jahreswechsel abgelaufen. Deshalb gilt nun im Kanton Zürich das Bundesgesetz. Seit Anfang Jahr sind deshalb Geschicklichkeitsautomaten auch mit Gewinnauszahlung im Kanton Zürich erlaubt. Das ist bis anhin aller-

dings bedeutungslos, weil die Gastbetriebe wegen der Corona-Pandemie geschlossen sind.

Der Kantonsrat schuf mit dem Einführungsgesetz auch die Rechtsgrundlage für den Spielsuchtfonds. Ihm fließen unter anderem von den Lotteriegesellschaften Mittel zu, die für die Prävention von exzessivem Geldspiel und die Beratung und Behandlung bei Spielsucht reserviert sind. Auch die Betreiber von Geschicklichkeitsautomaten sollen in Zukunft zehn Prozent des Bruttospielertrags in diesen Fonds abliefern.

Wie argumentieren die Befürworter?

Die Regierung und eine deutliche Mehrheit des Kantonsrats halten ein Verbot von Geschicklichkeits-Geldspielautomaten nicht mehr für zeitgemäss. Über das Internet und das Smartphone haben Erwachsene und Jugendliche jederzeit Zugang zu einer grossen Zahl an Geldspielen. Ausserdem erachten die Befürworter die Gefährdung für ein Abgleiten in die Spielsucht durch die vergleichsweise wenig attraktiven Geräte für weitaus geringer als im Fall der einstigen «einarmigen Banditen».

Was sagen die Gegner?

Für die Gegner ist das Verbot der Geldspielautomaten in der 1990er Jahre ein Zürcher Erfolgsgeschichte, die fortgeführt werden soll. Die Umbenennung in Geschicklichkeitsspiele halten sie für einen «Taschenspielertrick». Dass Geldspiele online nicht geregelt werden könnten, ist für sie kein Grund, auf ein Verbot zu verzichten.

Wer ist dafür, wer dagegen?

Der Kantonsrat hat das Einführungsgesetz zum Bundesgesetz über Geldspiele mit 113 zu 47 Stimmen bei einer Enthaltung angenommen. Die Parteien der Parteien: Ja sagen SVP, SP, FDP, GLP, Mitte; Nein sagen Grüne, EVP, EDU; Stimmfreigabe hat die AL beschlossen.

Die Meinung der NZZ

Spiele um Geld reizt nur eine gesellschaftliche Minderheit. Das ist kein Grund für ein Verbot. Entscheidend ist allein, ob die Allgemeinheit durch Spielsucht Schaden nimmt. Vor dreissig Jahren mag das der Fall gewesen sein. Wer je einen der heutigen Geschicklichkeitsautomaten ausprobiert hat, wundert sich, was daran verführerisch sein soll. Heute bestehen weit riskantere Möglichkeiten, sein Geld in Internetkasinos aufs Spiel zu setzen. Überdies ist Zürich von Kantonen umgeben, in denen sie erlaubt sind. Von einem Spieltourismus im Aargau hat man nichts vernommen.

ANZEIGE

16. St. Galler Festspiele
 25. Juni bis 9. Juli 2021

Notre Dame

Oper von Franz Schmidt
 Klosterhof

Hauptsponsoren: CREDIT SUISSE, helvetia, Susanna und Martin Knechtli-Kradolter-Stiftung, ALPINA GROUP, Medienpartner: TAGBLATT, Neue Zürcher Zeitung, Ticketing Partner: LEADER, See TICKETS, stgaller-festspiele.ch